

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 30. — Sonntag, den 26. Juli 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Gründung des Rittergutes und der Parochie Kühnhaide.

Die Schloßmühle bei Zöblitz, die Rennigmühle und Karrenmühle, welche ihren Namen dadurch erhalten hat, daß es damals noch keinen fahrbaren Weg dorthin gab, sondern das Getreide auf Karren dahin geschafft werden mußte, waren unmittelbares Eigentum der Verbisdorfer Herrschaft, ebenso wie Olbernhau (damals Albertshain genannt), welches ein Dorf mit einem Lehn Gute war. Die Rittergüter Kühnhaide und Rübenau mit Einsiedel-Sensenhammer waren bei dem Verkaufe von Lauterstein noch nicht als solche anzusprechen, ja noch nicht einmal besondere Dörfer. Der gesamte Bezirk, welcher jetzt diese Orte umfaßt, war damals Waldung und Heide, worin nur einzelne Waldhäuser, als Wohnungen für Köhler und Holzschläger dienend, sich befanden, nur das jetzige Kühnhaide besaß ein Lehn Gut. Alle diese einzelnen Häuser wurden mit dem Namen „Auf dem Walde“ bezeichnet und in kirchlicher Hinsicht hielt man sich teils zur Kirche in Großrükerswalde, teils auch zur Kirche in Zöblitz. Der Pfarrer von Großrükerswalde hielt übrigens wegen der Alten und Schwachen, denen die Entfernung von der Kirche zu groß war, in jedem Monat einmal in einem Wirtshause zu Kühnhaide Gottesdienst und blieb dieses Verhältnis bis zum Jahre 1613.

Kurfürst August überließ zufolge des beim Erkaufe der Lautersteinischen Güter gegebenen Versprechens, „die Verbisdorfer mit andern Gütern zu vergnügen“ dem Andreas von Verbisdorf das Gut Rükerswalde. dessen Sohn Heinrich es seinem Vetter Albrecht, Herrn auf Lippersdorf und Mittelsand, im Jahre 1601 überließ, welcher 1603 das Lehn Gut Kühnhaide von Andreas Haußmann, der daselbst einen Hochofen errichtet hatte, dazu kaufte und dieses Lehn Gut erhob Kurfürst Christian II. zu einem Rittergute, nachdem es der Oberhauptmann und Floßoberaufseher Hans von Verbisdorf ererbt hatte. Dieser Hans von Verbisdorf fand bei Uebernahme der Befizung Kühnhaide ungefähr zwanzig Häuser vor, worunter außer dem Hochofen auch ein Stabhammer gehörte, der dort stand, wo sich später eine gut eingeführte Papiermühle ansiedelte. Er ließ auch auf dem Grund und Boden des Rittergutes eine beträchtliche Anzahl Häuser anbauen, und da sich die Einwohnerzahl schnell vermehrte, beschloß er auch eine Kirche nebst Pfarrwohnung und einem Schulhause, sowie eine Filialkirche in Rübenau zu errichten, sammelte zu diesem wohlthätigen Zwecke Beiträge, die er auch in beträchtlicher Menge erhielt und nahm, noch ehe ihm vom Landesherrn das Patronatsrecht erteilt worden war in der gewissen Hoffnung, es zu erlangen, um das Jahr 1606 einen Prediger an. Kurfürst Georg I. erteilte ihm das Patronatsrecht über die zu erbauenden Kirchen in Kühnhaide und

Rübenau im Jahre 1613, wo auch das Grundeigentum von Kühnhaide erweitert wurde. Schon im Jahre 1565 wurde nämlich ein Floßgraben von Sagung nach Marienberg geführt und am 18. August desselben Jahres eröffnet, welcher im Jahre 1603 bis Mittweida hinabgeführt wurde, später aber wieder eingegangen ist. Es fehlte nun diesem Graben an hinlänglichem Wasser und Hans von Verbisdorf als Floßoberaufseher erbot sich gegen eine mäßige Vergütung die zum Gute Kühnhaide gehörigen Teiche zur Förderung der Flöße dem Landesherrn zu überlassen, was denn auch geschah und ihm dafür einige Waldstücke und besondere, späterhin vielfach geschmälerete Hutungsrechte erteilt wurden.

Nachdem nun im Jahre 1613 von Verbisdorf das Patronatsrecht über die zu erbauenden Kirchen erlangt hatte, schritt er auch sofort zur Ausführung und binnen eines Jahres war eine, allerdings nur kleine, hölzerne Kirche in Kühnhaide und eine ähnliche in Rübenau errichtet. Diese ersten Kirchen sind in beiden Dörfern nicht mehr zu finden. Die hiesige Kirche, wie sie heute steht, ist am 6. September 1691 von dem Superintendenten Magister Christian Lehmann von Annaberg eingeweiht worden. Vorher hat



Kühnhaide, Teilansicht, mit Blick auf die Kirche.
(Der Wald im Hintergrund ist tschechisches Gebiet.)

die Gemeinde nur ein aus Holz erbautes Kirchlein gehabt, das aber „unumgänglich bis auf den Grund abgebrochen und wiederum von neuem aufgebaut“ wurde. (Bericht des Patrons Caspar von Verbisdorf vom 27. Juli 1688). Der Turm wurde hundert Jahre später mit einem größeren versehen und das Geläute 1869 umgeändert. Diese Glocken sind bis auf die eine kleine im Kriege abgeliefert und durch Stahlglocken ersetzt worden. Zur Kirchfahrt gehörte nicht nur Kühnhaide selbst, sondern auch Reizenhain, Rübenau, Ober- und Niedernachschung und Einsiedel-Sensenhammer. Im Jahre 1852 wurden Rübenau und die letztgenannten Orte ausgepfarrt.

Der erste Pfarrer von Kühnhaide war Theophilus Schumann, welcher sich schon im Jahre 1607 aufgezeichnet findet. Da es aber nun in diesem Jahre noch keine Kirche in Kühnhaide gab, so läßt sich dieser Umstand wohl nur so erklären, daß Sch. von dem Herrn von Verbisdorf schon während der mit Kurfürst Christian II. gepflogenen Unterhandlungen einstweilen als Prediger angestellt gewesen ist und den Gottesdienst, wie früher der Pfarrer zu Rükerswalde, in dem Wirtshause gehalten hat. Er kam 1633 als Pfarrer nach Großhartmannsdorf. Auf ihn folgte Georg Ulich von 1633 bis 1639, dann Andreas Götz, der in Kühnhaide am 7. Februar 1643 starb. Elias Piistorius, der nächste Pfarrer, der wohl aus Joachimsthal stammt, war tätig bis zum Jahre 1663. Georg Henricus Rönigsdorfer aus Freiberg amtierte bis 1696 und starb auch

in Kühnhaide. 1696—99 verwaltete Gabriel Pocar, ein Thüringer, das Amt. Johann Lorenz stammte aus Sahun und starb ebenfalls als Pfarrer von Kühnhaide im Jahre 1723. Dann folgten Johannes Christian Kirchner 1723—1734, Samuel August Flader 1734—1742, Christian Gottlieb Dietrich 1742—1784. Des letzteren Bild hängt heute noch in der Kirche. Die drei letztgenannten Pfarrherren sind alle in Kühnhaide gestorben. Carl Gottlieb Timmel blieb bis zum Jahre 1808. Magister Christian Gottlob Unruh amtierte von 1808 bis 1814. Nach ihm folgen: Heinrich Adolf Schneider, in Kühnhaide gestorben am 4. Juli 1834, Carl Hermann Schulz bis 1840, Wilhelm Merz bis 1848. Von diesem Zeitpunkte an werden die Aufzeichnungen etwas ausführlicher: Friedrich Wilhelm Lünemann, geb. zu Delsnitz i. B., trat sein Amt am 1. p. Tr. 1848 an. Unter ihm wurde 1852 Rübenau ausgepfarrt, 1854 verließ er Kühnhaide und ging nach Borna. Karl Julius Hartenstein, geb. zu Brambach i. B., trat an seinem 40. Geburtstag, den 16. Juli 1854, sein Amt in Kühnhaide an. 1860 wurde er als Pfarrer nach Altenburg berufen. Nach ihm folgen: Christian Gottfried Prager, in Gunzen i. B. geboren, trat am 16. März an und blieb bis 1868, ging dann nach Krebs im Vogtland; August Wilhelm Rau kam 1868 und blieb bis zu seinem Tode 1873. Nach ihm übernahm das Amt Karl Friedrich Bruno Wagner, geb. in Ebersdorf b. Chemnitz, 1879 siedelte er nach Wehrsdorf über. Es folgt Otto Johannes Berger, geboren in Bernstadt; er hat wohl das Pfarramt die längste Zeit verwaltet, und zwar bis zum Jahre 1904. In diesem Jahre starb er. Ihm folgte Eugen Wilhelm Thallwitz bis zum 26. 11. 1911. Unter ihm wurde der Neubau des Pfarrhauses begonnen, in das sein Amtsnachfolger einziehen konnte; es war Richard Hermann Schmidt, geboren in Cuba b. Chemnitz. 1916 verließ er Kühnhaide und machte Platz für Pfarrer Sonntag, der Ostern 1925 nach Topfseifersdorf versetzt wurde. Nach ihm: Moritz Johannes Eckardt, geboren in Leipzig, amtierte nicht ganz ein Jahr und ging nach Oberneuland bei Bremen. Endlich 1926 Hermann Ernst Karl Krause, geboren in Deuben b. Dresden. Unter ihm wurde die Kirche vollständig renoviert. Er amtierte bis zum 23. Februar 1930 und ging nach Altenhain (Grimma), sodaß die Stelle zurzeit vakant ist.

Ueber die früheren Schullehrer von Kühnhaide lassen sich nur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts herab Aufzeichnungen finden, und zwar:

1. Hans Seyfert, Schulmeister dieser Zeit zur Kühnheid, unterschrieb die Fundations-Urkunde am 14. Januar 1611.
2. Jakob Schumann, starb am 25. Okt. 1667 im 78. Lebensjahre.
3. Heinrich Uhlisch, starb am 7. Sept. 1685 im 43. Lebensjahre.
4. Christoph Zöffel, starb am 17. Okt. 1724 im 64. Lebensjahre.
5. Gottfried Schreiber, Ludimod. u. Organist, wahrscheinlich bis 1726.
6. Joh. Dav. Hertel, wahrscheinl. bis 1737.
7. Joh. Michael Helbig, wahrscheinl. bis 1741. Dieser soll der Wilddieberei bezichtigt, seiner Stelle enthoben und auf 6 Monate in das Zuchthaus abgeführt worden sein.
8. Friedr. Gottlob Müller, Schulmeister u. Organist, starb am 4. Juli 1754.
9. Joh. Gottfried John, starb am 10. Dezbr. 1786 im 53. Lebensjahre.
10. Christoph Friedrich Schreiber aus Breitenbrunn, wurde im Jahre 1808 oder 1809 nach Arnfeld versetzt.
11. Christian Friedr. Mor. Wintrich, Schulmeister seit dem 18. Aug. 1809, emerit. am 29. Januar 1843. Ihm folgte
12. Schullehrer C. Jakob Beyn, geb. 1813 zu Zöbstadt, vorher in Sorgau, Parochie Zöblitz, tätig gewesen.

Zu dieser Zeit bestand die Schülerzahl aus 108 Knaben und 117 Mädchen (insgesamt 225).

Gerichtsherr für das Rittergut Kühnhaide war Johann Georg Friedrich Adolph von Jeng, Rgl. Sächs. Kammerherr und vormaliger Oberforst- und Wildmeister zu Bärenfels, Herr

auf Rüderswalde und Kühnhaide. Er wurde nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Wilhelmine Luise geborenen Gräfin zu Solms, welcher die Güter Kühnhaide und Rüderswalde gehörten, im Jahre 1812 eigentümlicher und beliehener Besitzer.

Das Amt eines Gerichtsdirektors verwaltete Christian Friedrich Job für Rüderswalde mit Kühnhaide seit dem 25. Februar 1814. Er wurde am 10. 5. 1775 in Wolfenstein geboren, befand sich von Ostern 1790 bis dahin 1794 auf dem Lyzeum zu Marienberg, studierte dann die Rechtswissenschaft zu Wittenberg vom Jahre 1794 bis 1797, erlangte 1800 die Advokatur, wurde 1802 seinem Vater als Stadtschreiber zu Wolfenstein und im Jahre 1809 als Assistent Inspektor der General-Land-Accise-Einnahme zugeteilt und erhielt nach dessen Tode im Februar 1814 diese Aemter allein. Im Jahre 1825 wurde er auf Ansuchen mit Beibehaltung des Prädikats als General-Accise-Inspektor und einer Pension von der Verwaltung der Inspektion entlassen.

Im Jahre 1639 hatte der Besitzer von Kühnhaide, Caspar von Verbisdorf, einen Jahrmarkt errichtet, wogegen sich die Stadt Marienberg beschwerte. Als nun trotz gütlicher Unterhandlungen am 26. Juli desselben Jahres wieder Jahrmarkt gehalten wurde, begab sich der Stadtrichter August Eckstein mit 40 Musketieren auf kurfürstlichen Befehl hierher, zerstörte die Buden und vertrieb die Verkäufer.

Um diese Zeit waren auch die wilden Tiere, wie z. B. die Wölfe, sehr häufig aufzutreffen. So wurden auf der Straße von Sebastiansberg nach Marienberg im Jahre 1645 mehrere Fuhrleute im Reitzenhainer Walde von einem Trupp Wölfen angefallen und wehrte man lange mit Äxten und Stangen den Angriff ab, den diese auf die Pferde machten. Die Fahrt blieb aber unsicher und wurde dadurch aufgehalten. Einer unter den Fuhrleuten hatte nun ein sehr böses Pferd und man kam überein, dieses abzuspannen und den Wölfen preiszugeben, um dann in Ruhe weiterfahren zu können. Dies geschah und das gelöste Pferd suchte nun das Weite. Kaum wurden die Wölfe das flüchtende Roß gewahr, so legten sie ihm alle nach und ungestört zogen die Fuhrleute ihre Straße bis in den Gasthof der Heintzbank, wo sie übernachteten. Sie erzählten hier ihr beständiges Abenteuer und wie nun das böse Pferd wohl niemand mehr beißen würde. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr in diesem Augenblicke eine Magd, die etwas zum Fenster hatte hinausgießen wollen, zurück, da ein Ungetüm ihr den Kopf entgegen gestreckt habe. Man eilte hinzu und hinaus und da war das Opfertier, zwar mit Wunden an Schenkeln und Füßen bedeckt, aber doch lebend den Wölfen entronnen. Als man am Morgen nähere Untersuchungen anstellte, fand man drei Wölfe tot und andere halbtot liegen. Das Pferd überlebte übrigens den schwer errungenen Sieg nicht lange. — Im Jahre 1669 wurde ein Bauer aus Kühnhaide von einem Wolfe gebissen und starb an der Wafferscheu, da der Wolf toll gewesen war. — Minder gefürchtet von den Bewohnern des Gebirgs, aber den Jägern verhasst, waren die Luchse, welche sich hier aufhielten, zwar fetter Junge warfen, sondern aus fernerer Gegenden einschlichen, aber destomehr Niederlagen auf der Wildbahn zur Freude der von dem Wilde so gequälten Untertanen anrichteten. Der Luchs, wenig größer als ein Fuchs und der Katze sehr ähnlich, wagte sich auch an größere Tiere. Er lauerte, versteckt hinter einem Busch oder Baumstod, auf vorbeikommende Hirsche, Rehe und Hasen und sprang ihnen mit einem weiten Sage auf den Rücken. haute sich mit seinen scharfen Klauen fest ein und zerbiß die Halsfleisch, sodaß seine Beute in kurzer Zeit tot niederstürzte. Zum Teil warf er sich selbst auf Wölfe. Bis zum Jahre 1700 verging fast kein Winter, wo nicht einige Luchse gefangen worden wären, späterhin findet sich aber keine Aufzeichnung, daß es dergleichen noch gegeben. — Daß der Luchs bisweilen auch dem Landmann Schaden zufügte, ergab sich z. B. in Rübenau, wo im Jahre 1658 ein Luchs allmählich zwanzig Ziegen fortgeschleppt hatte. Als man nachspürte, fand man sie alle in einer Grube beisammen; der Räuber hatte ihnen nur die Euter abgefressen.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



De Urlaubsrat'

Von Laura Herberger, Buchholz.

„Na, Alma, mach dich rasch, heit hoo iech off zwä Wochen Urlaub kriegt,“ saht dr Profurist Brunn'r zu sein'r Fraa, mit dar 'r sehr gelicklich labet.

„Nu,“ mahnet dodrauf de Alma, „hast de diech däh aa schieh entschloss'n, wuhie mr fahrn woll'n?“

„Nooch Bayern gieht's,“ saht dr Emil (esu hieß ihr Maa mit jänn Ruffname), „iech hoo namlich enn wichtig Lustroog von männ Chef an en dorting Fabrikanten; dos muh iech geleich übermorg viermittig besorgn. Mei Chef hoot hieh telegraphiert, daß iech kumm un aa, daß dr Fabrikant esu freundlich möcht sei, in dann Hotel, wu mei Chef immer übernacht hätt, fir uns e Zimm'r reserviern ze loss'n.

Do darfft de männ neie hallgraue Azug sei nett miet in Raskorb legn, weil mr dann als Frachtgut schickn woll'n. Mr hoom ja dann grußn Handkoffer, do gieht viel nei; also ne neie Azug, geplatte Wäsch; ne gut'n Schlips un de neie buntn Sockn. Off dr Raf' zieh iech ne dunfl'n Azug aa.“

„Un dos mach iech aa esu,“ saht de Alma, „dos halle Klad pad' iech ei; denn off dr Eis'nbah, wu oft Rinn'r mietfahrr, kriegt mr zu lecht e Flad'l na.“

Do se ne ann'n Mornig früh beizeitn fortifahrn woll'n gob's noch allerhand ze beden'n. De Alma plattet alles noch emohl racht schie aus un schlichtet ans noch ann'n nei in Handkoffer. Unn'rdeßn war aa ne Emil sei Muttr' kumme, die de Zieg, de Kuhhoosn un de Hühn'r vrsorgn sollt. Rinn'r hattn se faane. De Muttr' saht: „Eure Bemme zun Mietnamme, die schtreich sei iech; iech hoo aa wos Guts mietgebracht, dos leg iech Euch offs Brot.“

Dovu saht se obr nisch, daß se aa e Flasch guts Taf'löl mietgebracht hat, weil dr Doktr' ihrn Emil gerot'n hat, 'r sellt fir senn rauhe Hals jedn Mornig en Kaffeelöff'l vull trinkn. Die Delflasch' wollt se racht fest zubindn, daß dr Schtöpp'l nett rausfahrr kunnt, un nochr, wenn dr Emil un de Alma emohl nett in dr Schtub warn, wullt se an der Seit, in e Zeitingspapier eigewickelt, dos Flasch'l ('s war ball e halb'r Lit'r drinne) vrschick'n. Wie se de Bemme noch gut in weiß Papier vrpact hatt, saht se zu ihrn Rinn'r'n: „Suh, ihe leg iech de Bemme noch nei un nu schließn mr zu.“ Dos besorget dr Emil, un sei Muttr' dacht mit freudign Harzn: „Warn die sich wunn'n. daß iech esugar ans Del gedacht hoo!“ Se hatt' e Zettelle nahgehängt, do schtand drauf: „'s Einnamme nett vrgass'n!“

Dr Emil schrie nu geschwind noch ne Frachtbrief un schafet nochrz ne Raskorb noch z'r Bahn. Nu war alles besorget, bluß nett reenge sollt's mornig früh. Der Wunsch wur ne aa drfillt, un mit fröhling Harzn wur aufgebrochn. Dr Zug war gut besetzt, un's hat alle Mut, doß dr Emil jänn Handkoff'r unn'rbracht. 'r hieb ne ziemlich fest off en ann'n Roff'r nauf, dar schieh in Neg log.

„Na,“ saht de Alma, „'s is nár gut, daß mr nisch Zrbrachlichs drinne hoom; denn dos wár ihe off Schtick'n gange.“

De Fahrt gieng gut vonschatt'n. Wie se ihr de Hälft wag hattn, saht dr Emil: „Wekte, Alma, iech krieg sachte Hung'r, du gewieß aa; de kánnst emohl de Bemme auspackn.“

De Alma schloß ne Roff'r auf un nahm 's Bemmepacket raus. „Na, obr b. Muttr' hoot gut geschmiert, do is esugar de Butt'r ins Papier neigezung“, saht se. Se ließn sich die mit Schink'n belegten Bemme gut schmeckn un oöfn arsch wiedr geng Ohnd, wie se emohl off en Bahhus en läng'n Aufnthalt hatt'n. —

Se kame gelicklich in R. aa un lieh'n sich dos beschtellte Zimm'r ahweijn.

De Alma schloß ne Roff'r auf, weil se de Wäsch raus tu wollt; obr do tot se en richting Schrei: „I nu du Ahgelick, wos is däh dos? Do is doch alles vull Fettflad?“ Se nahm e Stück Wäsch raus un do kame fettige Gelooscherm zun Birschei. „Emil, Emil! sieh nár har, dos hoot nu dei Muttr' fartiggebracht. Nu sei mr gelief'rt! Mei schiehs geplatts Klad un alles ann're drzu! Wie ward dei nei'r Azug ausfah!“

Der Emil friegte en ganz rutn Kopp un saht: „Nu tu ne nár geschwind raus; dann muh iech mornig viermittig hoom, un wenn de de ganze Nacht drzu brauchst, im ne raa ze bränge. Iech hoo ne Chef mei Ehrenwort gahm un dos muh iech halt'n!“

Zun Gelick hat de Alma ne Emil jänn Azug ganz ze untersicht gelegt un 's log aa e Papier drüber, so daß nár e paar kläne Fledle dra warn. Na ne Schlips, den de Alma innemennig nei in Rock gelegt hat, war nisch geschah.

Dr Emil saht: „Na, weil nár mei Azug esu glimpflich wagtumme is, die ann'n Sachn muhte ahm mornig wach'n. Un män Rock machst de mornig früh drunt'n in dr Küch geleich mit heiß'n Wass'r die paar Fledle raus, un die warn allemal enne elektrishe Platt hoom, doß 's geschwind treich (trocken) ward.“

De Alma warf die fettig'n Sach'n arglich hieh off ne Schtuhl un saht: „Mir is alle Freid an dr Raf' vrgange, de Wäschfraa kunnt iech drham mach'n!“

„Na, beruhig diech nár wied'r, mei Mutter hoot's ja gut gemahnt, un wenn iech dann Roff'r nett esu fest off dan an'n nauf gehaa hätt, wár aa de Flasch net zbrochn! 's war ahm sehr dünns Geloos! E annermool schließn mr unnrn Roff'r nett eher zu, bis mr ne noch emohl durchgesaah hoom.“

— Wie alles wieder in Ordnung gebracht war, vrlabetn dr Emil un sei Alma noch e paar ganz schiene Wochen, obr ihr Pach goob reichlich Stoff zu schpaßiger Unnerhaltung.

D'r Starmag' uff'n Kärshboom

(Nachdruck verboten.)

Bür'n Heis'l draußn — su a Laam!¹⁾

Dos Star'nvolt siht in Kärsh'nbaam.

Guckt nár, wie se uhm wärng un frass'n,

ihrn Hung'r mol su richt'g ausmass'n!

De Hälft' drvu schmeiß'n se noch ro:

„Es sei're²⁾ doch genung-foot do!“

De Star-Manner hoom a Geschrei —

die Bande muh besoff'n sei!

Asu ein Dorkeln uff dan Aest'n;

se hoom de Weiber bluß zun best'n.

Dr Kärsh'nfast, dar wärkt wie Schnaps. —

Ei, hoom die Brieder schu en'n Klapps!

„De Rinner?“ — Waß Gott, se hoom se miet! —

Die Brut!! — Nisch loss'n se mit Fried',

un egal bluß ne gruß'n Schnobel!

Wos noocherts³⁾ ward — dos is net nobel.

Wie kaa dā dos aah andersch sei

bei fitter Sauß- un Frasserei?

Un mauß'n — mauß'n tut die Bucht!!

Hie-slieng — in Schnobel is de Frucht.

Nu haast's: „Star-Mage, mach' diech dinne,

doß se dir nisch uffs Pelz'l brinne!“ —

Drham mach'n se dann Lab'n'schie:⁴⁾

Dos Bugg'lzeig, dos is sei Brieh!

Do hilft bluß aans: Net lang erscht frehng,⁵⁾

un sitt'n Volk dos Handwart lehng;

de Letter har — nauf — feste pflid'n,

un gieht de Hus' aah in de Wid'n! —

Früh, wenn se kumme, do is Schicht:

Su fñhrt mr die Spizbuhm — hinner'sch Licht.

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Leben; ²⁾ sind ihrer genugfah da; ³⁾ nachher; ⁴⁾ Lebenshön; ⁵⁾ fragen.

De schiene Zeit!

Ach, war dos eh schiene Zeit,
vor neinz'n, zwanzig Sahr'n.
Do gobs sei noch ganz annre Zeit,
die racht zefriedn war'n.
Dar gruze Haß' un ah dr Reid,
hett domols gar kenn Stand.
Des war eh richt'ge Salinhät,
se ginge Hand in Hand,

Un hamn siech alle gut vrtroug,
's Lab'n war nár eh Lust.
Do warsch ahm nett wie heit ze Tog,
dos ans vun annern wußt
Nár schlimme Sach un Schlachtigkeit,
des viel niemanden ei.
Ach wárschte noch, du schiene Zeit,
ganz anners'ch kennt's do sei.

Gertrud Drechsler.

Geheimrat Hermann Ilgen.

Von Pfarrer G. Satlow, Buchholz.

Am 22. Juli d. J. feierte Hermann Ilgen in Dresden-Blasewitz, wo er seinen Ruhestand verlebte, in großer geistiger und körperlicher Frische seinen 75. Geburtstag. Man hat ihn nicht mit Unrecht den sächsischen „Nobel“ genannt. Soviel genannt und gerühmt Geheimrat Ilgen im Sachsenlande und weit darüber hinaus ist, wenige Leser unseres Blattes werden wissen, welche engen Beziehungen er zu Buchholz hat.

Am 22. Juli 1856 wurde Hermann Ilgen in Wurzen geboren. Er stammte aus einem frommen Elternhause. Die tiefsten religiösen Eindrücke gewann er, wenn er im Dom zu Wurzen, den er mit seiner Mutter fast jeden Sonntag besuchte, vor der Gestalt des Gekreuzigten stand. Der Vater wollte aus ihm lebensgern einen Pfarrer machen. Aber in der Seele des Jugendlichen schlummerte ein ganz anderes Berufsideal. Apotheker wollte er werden. Der 75jährige bewahrt in großer Pietät 9 vierblättrige Kleeblätter auf. Diese fand seine Mutter, als sie sich zu beruhigen in den Garten trat. Sie hatte den Wunsch des Sohnes dem Vater gegenüber verteidigt, war aber an dem festen Willen des Vaters zunächst gescheitert. Die neun vierblättrigen Kleeblätter in der Hand gewann sie den Vater dafür, dem Wunsch des Sohnes nachzugeben. Er wurde Apotheker und trat im Jahre 1873 bei Apotheker Runze in Buchholz in die Lehre. Hermann Ilgen fand hier einen strengen, aber gründlichen Lehrmeister. Das Ende seiner Lehr- und Lernzeit bildete ein glänzendes Staatsexamen in Leipzig.

Er erwarb sodann die Apotheke in Rötchenbroda. Hier erfand er seine in der ganzen Welt berühmte Phosphorpille, ein verheerendes Giftpräparat gegen eine gewaltige Mäuseplage, die in den 80er Jahren die Bauern, besonders in Baden, bald zur Verzweiflung trieb. Ilgen steigerte die Produktion des Mäusegiftes auf täglich 30 Zentner. Er wurde ein wohlhabender Mann. Aber fast sein ganzes Vermögen widmete er in hochherziger Weise Zwecken, die der Allgemeinheit dienen.

Er errichtete mit dem erworbenen Gelde große Stiftungen, deren Erträgnisse zu einer großzügigen Förderung der Kunst in seinem Vaterlande Sachsen dienen sollen. Die durch die Stiftung geschaffenen Kunstwerke sollen nicht nur den großen Gemeinden, sondern auch kleineren Gemeindefestungen zugute kommen.



Durch diese Stiftung wurde zunächst die Ilgen-Kampfbahn in Dresden geschaffen, die dem Sportleben der Hauptstadt neue Impulse gab, zumal der Stifter auch Sportpreise stiftete. Im vorigen Jahr ließ er in seiner Vaterstadt Wurzen ein ganz hervorragendes Kriegerdenkmal errichten. Für dies Jahr wird für den Altarplatz des Domes in Wurzen die Kreuzigungsgruppe nach dem Entwurf von Professor Wrba aufgerichtet. Endlich soll in Leipzig, der Heimatstadt der Gattin des Stifters, eine große Goethe-Kulturhalle entstehen.

Schreiber dieser Zeilen hatte vor wenig Tagen Gelegenheit, die große Frische des 75jährigen und die ungemein große Lebenswürdigkeit des Subilars bei einem Besuch in seiner Villa zu bewundern. Diese Villa ist von Geheimrat Ilgen zu einem kulturhistorischen Museum gestaltet worden. Die kostbaren Sammlungen und seltenen Stücke, die aus der ganzen Welt hier zusammengetragen wurden, im Einzelnen zu schildern, ist im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht möglich. Anlässlich des 75. Geburtstages wurde eine namhafte Summe aus dem Stiftungsfonds an

Künstler verteilt. Geheimrat Ilgen gingen aus diesem Anlaß zahlreiche Ehrungen zu, u. a. solche der Stadt Wurzen, der Universität Leipzig u. der Techn. Hochschule zu Dresden. Aber auch Buchholz denkt mit den herzlichsten Wünschen des Mannes, der hier schöne Jugend- und Lernjahre verlebte und noch heute eine treue Anhänglichkeit an Buchholz beweist. Unsere Wünsche fassen wir zusammen in den biblischen Wunsch: Dein Alter sei wie deine Jugend! Der im Himmel sitzt, sei deine Hilfe!



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 30. — Sonntag, den 26. Juli 1931.

Die Schönheiten der Schweiz

Reisestudien in Wort und Bild von Siegfried Seidel.

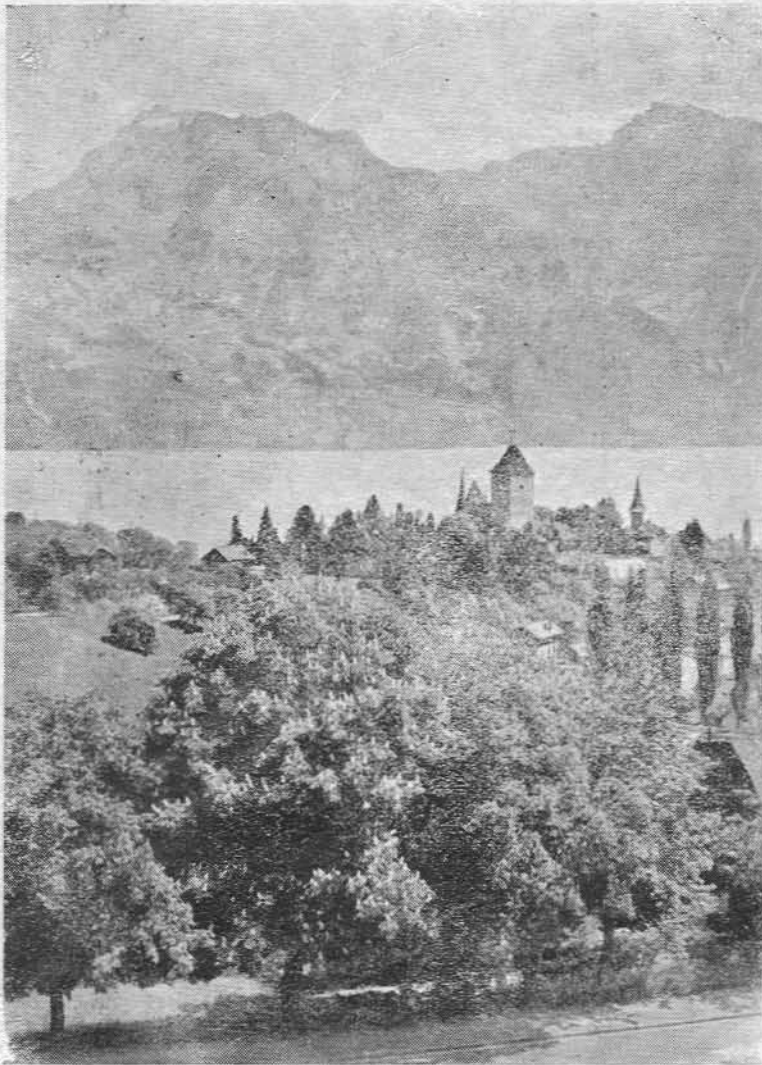
(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn man so durch die Gassen und Gäßchen der Altstadt Bern's wandert und alle paar Schritte stehenbleibt, gefesselt durch kunstreiche, kronengeschmückte Wappen über den Türen, feingearbeitete Fensterfriese u. grazios geschweifte Erker und Balkone, dann glaubt man sich aus dem rastlos hastenden Treiben der Neuzeit in die beschauliche Ruhe längst entschwundener Jahrhunderte zurückversetzt. Als idealster Ausdruck alter Baukunst erhebt der spätgotische Bau des Münsters seine edlen Formen über den Kern der Altstadt. Am südöstlichen Horizont zeigt die Hochalpenwelt ihre schönsten Gipfel; in leuchtender Hoheit ragen die schneebedeckten Bergriesen über alle von Menschenhand erschaffenen Werke. Ueber die Brücke flutet der Fußgänger- und Wagenverkehr rastlos hin und her. Der eigentliche Zauber Berns beruht darin, daß ein Kranz moderner Außenquartiere den mittelalterlichen Stadtkern umschließt, und daß man oft mit wenigen Schritten aus alttümlichen Gassen heraus inmitten moderner Luxusbauten steht, wohlthuend überrascht von der Harmonie, mit der sich so weit auseinanderliegende Zeitalter zusammengefügt haben. Mit der Stadt Bern untrennbar verbunden ist natürlich

das Berner Oberland.

Die Lötschberggroute bildet von Bern aus die kürzeste Verbindung nach Thun-Spiez etc. Am prächtigen Thuner See vorbei geht die Fahrt elektrisch durch das Alpental der Rander über Frutigen (Adelboden) nach Randersteg (1200 m ü. d. M.), hinauf, um durch den großen Lötschbergtunnel (14 612 m Länge), Goppenstein im Lötschtal und Brig im Rhonetal (Wallis) zu er-

reichen am Eingang zum Simplontunnel (19 803 m), dem längsten Eisenbahntunnel der Welt (Gotthardtunnel 14 998 m).



Spiez am Thuner See mit Sigrisweiler Grat.

Die Lötschbergbahn, ein technisches Meisterwerk, bewunderungswürdig wegen der Kühnheit der Linienführung, führt auf der Strecke Spiez—Randersteg—Brig durch die Berner Alpen, durch ein Gebiet von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit und erhabener Größe. Bei ihrem Austritt aus dem Hohentunnel auf der Südseite der Berner Alpen liegt die Bahnlinie 400 Meter über der Ebene des Rhonetals, in das sie allmählich hinuntergleitet. Auf der Reise vom Norden nach dem Süden wird die Grenze zwischen der Schweiz und Italien in der Mitte des Simplontunnels überschritten; der Anschluß an das italienische Bahnnetz befindet sich in Domodossola. Von da führt eine elektrische Schmalspurbahn durch die romantischen Centovalli (Hundert Täler) hinüber nach Locarno, von wo aus Bellinzona und Lugano erreicht werden. Das Herz des Berner Oberlandes aber ist und bleibt doch

Interlaken,

von wo aus mit den Dampfböten des Thuner- u. Brienzsees, mit der Brienzseebahn und mit den Zügen der Berner Oberland-Bahnen und der verschiedenen Bergbahnen die zahlreichen Kurorte und Ausflugsziele des Berner Oberlandes leicht und rasch zu erreichen sind. Man nennt Interlaken mit Recht das Mekka der Alpen, mit seinen Palästen und neuzeitlichen Einrichtungen, seiner Pracht, Eleganz und dem höchsten Komfort, mit seinem bewegten Leben und Treiben, liegt

es zwischen Briener- und Thunersee. Dieser Weltkurplatz ist Ausgangspunkt der Schifffahrt auf beiden Seen. Seine geschützte Lage am Fuße des reich bewaldeten Höhenzuges des Harders verleiht ihm die Eigenschaften eines durch mildes Klima bevorzugten Kurplatzes. Der Frühling während der Monate April, Mai und Juni und der Herbst während seiner ganzen Dauer bieten dem Besucher in bezug auf die Temperatur, die prächtige Vegetation und die Schönheit der Landschaft Vorzüge, die bis dato noch nicht genug hervorgehoben wurden. Unwiderstehlich wenden sich die Blicke aller im Weltkurort Interlaken Ankommenden natürlich aber auf die majestätische Jungfrau (4166 m ü. M.), deren gewaltiges Reich sich rasch, gefahrlos und bequem nach folgendem Reiseplan erreichen läßt: Von Interlaken aus führen die „Berner Oberlandbahnen“ in gegabelter Linie nach Lauterbrunnen einerseits und Grindelwald anderseits. Die Wengernalpbahn führt von Lauterbrunnen über die Kleine Scheidegg (2064 m) nach Grindelwald und verbindet so diese beiden Talstationen. Auf der Kleinen Scheidegg beginnt die Jungfrauabahn, eine der großartigsten Schöpfungen des modernen Reiseverkehrs, deren Endstation Jungfraujoch (3457 m) inmitten der großartigsten Hochgebirgslandschaft liegt. Der Aufenthalt auf dem Jungfraujoch gibt Gelegenheit, einen reichen Einblick in die Wildnisse des Hochgebirges zu tun. Von sicherem Standorte aus können über ein tiefes Gletschertal hinweg die tobenden Eisstürze und Steinschläge am Mönch völlig gefahrlos verfolgt werden. Der Beobachter steht selber auf einem Schneekamm auf der Grathöhe und kann sich das Vergnügen eines kurzen Spazierganges auf einem gut gebahnten Schneepfade inmitten der herrlichsten Hochgebirgsrundschau gönnen. Das Jungfraujoch ist in der letzten Zeit zu einem wahren Tummelplatz für Stifahrer u. Bergsteiger geworden. Zu den Ausflügen von Interlaken gehört u. a. aber auch der Besuch von Sankt Beatenberg. Am Thuner See entlang fährt eine kleine Bahn mit nur wenigen Wagen, nach

Art der Straßenbahn durch zahlreiche Tunnels. In rasendem Tempo gehts bergauf, bergab. Schrill klingt die Pfeife, etwa des Weges kommende Autos und Passanten auf das Nahe der Bahn aufmerksam machend, die ja oft ganz plötzlich aus dem Tunnel herauschießt. In Beatenbucht verlassen wir die Bahn.

Beatenberg liegt hoch oben auf felsiger Höhe. Eine Drahtseilbahn fährt uns bequem an steilem Hang hinauf. Nach 14 Minuten sind wir am Ziel, einem kleinen Bergbahnhof, von dem aus man noch ca. $\frac{1}{2}$ Stunde bis zum Ort zu wandern hat. Hier in ca. 1300 m ü. d. M. hoch oben in der Bergeinsamkeit liegt der kleine Kurort. Die Alpenhütten kuscheln sich um das kleine Bergkirchlein. Für die Fremden sind eine Anzahl vornehmer Hotels am Platze. U. a. finden wir hier das Kaufmanns-Erholungsheim der Ferienheimgesellschaft in Wiesbaden, das seinen Mitgliedern nicht nur in der deutschen Heimat so viele herrliche Heime zum Ferienaufenthalt bietet, sondern eben auch hier mitten in der Schweiz in der Bergeinsamkeit direkt gegenüber des gewaltigen schneebedeckten Jungfrau-massives Unterkunft zu frohen Ferientagen bietet. Die Aufnahme in diesem Heim ist ganz besonders zu empfehlen. Die Verwaltung liegt in bewährten Händen. Unterkunft und Verpflegung sind ganz vorbildlich. Von den Zimmern des Heimes aus blickt man hinüber in die Bergwelt ewigen Eises. Morgen- und Abendsonne malen ihre Farben über die Schneefelder. Oft hängen auch trübe schwere Gewitterwolken tief unten im Tal und mit tausendfältigem Echo dröhnt der Donner durch die Bergstraßen. Ja, Allmutter Natur tut sich hier ein Vielfaches, die Menschenkinder wieder zur Besinnung zu bringen. Ganz andächtig standen wir eines Abends auf dem kleinen Bergfriedhof dicht neben dem Kirchlein. In der Abendsonne glühten die Schneefelder zwischen Jungfrau und Mönch rot auf. Das war wie ein Leuchten aus einer anderen Welt. Da fing plötzlich drinnen im Kirchlein die Orgel an zu klingen und zu singen. Der alte Kantor übte wohl sein Sonntagslied. Wir standen tief ergriffen und von der Stimmung überwältigt da und schauten hinein in die weite Gottes-Bergwelt u. wurden selbst ganz klein vor der gewaltigen Schöpfung. Ein Lied zum Lobe Gottes klang aus dem Kirchlein u. sang auch in unserer Seele, zog hinüber über die Berge im Abendglüh; uns war, als wenn wir in dieser Stunde den Bergsegen empfangen aus

Gottes gütiger Vaterhand. Die Schweizer Alpen so erleben, heißt sich aus dem Trubel des Alltages zurückfinden an Gottes Vaterherz. Wie zauberhaft schön ist aber auch der Aufenthalt im stillen Tal. Wie märchenhaft ist die Fahrt mit schmuckem Dampfer über den Vierwaldstätter See. Man muß das selbst



Schneige Platte.



Lucern am Vierwaldstätter See.

Gottes gütiger Vaterhand. Die Schweizer Alpen so erleben, heißt sich aus dem Trubel des Alltages zurückfinden an Gottes Vaterherz. Wie zauberhaft schön ist aber auch der Aufenthalt im stillen Tal. Wie märchenhaft ist die Fahrt mit schmuckem Dampfer über den Vierwaldstätter See. Man muß das selbst

erlebt haben. Im blanken Spiegel des Sees spiegelt sich die Eisfette der Berge. Feiertäglich still liegt der See. Da geht die Fahrt von Flöelen vorbei an der Tells-Kapelle, vorbei an der Bergstraße, die hinter zahlreichen Tunnels verschwindet und immer wieder und wieder auftaucht, zu froher Wanderfahrt einladend. Schmucke Städte und Dörfer, in Grün gebettet, gleiten vorüber. Dort steht der Rüttli stolz und fest wie zu alten Zeiten Wilhelm Tells. Und wieder dort steht ein schlichtes Kreuz mit dem Heiland. Wie ein Menetekel ist es hier errichtet, den Pilgersmann zur Einkehr und zu stiller Andacht mahnend. Dann endlich taucht der gewaltige Pilatus auf. Zu seinen Füßen breitet sich die Stadt Luzern aus, die Stadt mit dem gewaltigen Löwendenkmal inmitten des Gletschergartens, welches uns erzählt vom Heldenmut der Schweizer Garde, die für ihre schöne Heimat gelitten und gestorben ist.

Es ist hier nicht Raum genug, all die Schönheiten der Schweiz aufzuzählen. Aber unseren Leserinnen und Lesern möchten wir es wünschen, nicht nur hier in Wort und Bild die Schweiz kennen zu lernen, sondern, wenn irgend möglich, das herrliche Land der Schweizer Berge einmal mit eigenen Augen zu schauen und zu erleben unter dem Alpenseggen, der hier in stiller Einsamkeit von Alm zu Alm erklingt — zum Lob und Preis des Schöpfers, der die Berge in ihrer stolzen Höhe geschaffen hat und der auch da drinnen in der Menschenbrust, in jenem kleinen Kämmerlein, das Menschenherz schlagen läßt in andachtsvoller Stille und frommem Gebet vor Gottes Wundergarten in der schönen Schweiz!

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(12. Fortsetzung.)

Robert Zeidler war bei der Schreiberhauer Dorfjugend nicht allzu beliebt. Den Kameraden war er zu duckmäuerig, machte keinen „Betrieb“ mit, ging nicht einmal ins Kino im Zuckersallrestaurant, und das schier Unverständlichste war: er rauchte sogar keine Zigaretten.

Die meisten seiner Altersgenossen, sein Mittelehring, ein pfiffiger, etwas dreister Bursche aus Marienthal eingeschlossen, beachteten ihn kaum. Und die Mädels im Dorfe hatten im Sommer und fast noch mehr im Winter sowieso seit der raschen Entwicklung Schreiberhaus zu einem der besuchtesten Kur- und Wintersportorte im Riesengebirge über das, was man zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren unbedingt fürs Herz braucht, nicht zu klagen. Mancher von den fremden Wintersportlern machte der oder jener Gebirgsschönen verliebte Augen. Also brauchte man einen Robert Zeidler nicht; mochte der Leimfriß bei seinem Kleistertopfe bleiben.

Nur Pauline Hedert, das Meistertöchterlein, hielt ihm, wie gesagt, nach wie vor die Stange.

Mit dem Instinkt des erwachenden Weibes empfand sie das Besondere an dem wortfargen Jungen als seltsamen Anreiz. Daß er keineswegs ein Duckmäuser war, das hatte sie erst kürzlich erfahren.

Stand sie da eines Abends im Halbdunkel vor der Haustür, um wie sie es gern tat, ein wenig Umschau über die Straße zu halten. Da war ein junger Herr, ein wenig angeheitert,

die Straße beim Schenkenstein herabgekommen, auf sie zugesteuert, hatte der scheu Zurückweichenden den Weg versperrt, den Arm um ihre Hüfte gelegt und schon die fußlüsternen Lippen gespißt. Da bekam er einen tüchtigen Stoß vor die Männerbrust, taumelte zurück und durfte als Quittung ein grollendes Lachen einstecken. Als der Rußräuber sich ernüchtert umschaute, sah er, wie ein langaufgeschossener, blaugeschürzter junger Mensch das Mädels sorgsam zur Tür geleitete.

Seit dieser Stunde blickte Pauline Hedert geradezu mit Hochachtung zu Robert Zeidler auf. Nur eines wurmte sie. Wie oft schon hatte sie versucht, ihm einiges über seine Vergangenheit herauszulocken; aber sein Mund blieb verschlossen; immer wehrte er ab: „Laß nur, Paulindel.“

Irgend etwas stimmte da nicht.

Es war doch mehr als sonderbar, daß er niemals nach Hause fuhr; dabei war sein Heimatdorf in anderthalb Stunden zu Fuß zu erreichen, und auch die Bahn verband seit ein paar Jahren die Dörfer. Von ihren Eltern hatte sie nur erfahren, daß Roberts Mutter schon seit Jahren tot war, daß der Vater sehr merkwürdig sein sollte und daß Robert noch eine jüngere Schwester habe.

Das war natürlich gar nichts. Sie mußte mehr erfahren; und heute wollte sie es herausbekommen, koste es, was es wolle. Darum war sie ihm nachgelaufen.

Auf der Zuckersallbrücke hatte sie ihn eingeholt. Von dort war es bis zum Hotel Lindenhof nicht mehr weit. Sie mußte also gleich mit der Tür ins Haus fallen.

„Du, Robert, also heute mußt du mir endlich mal von zu Hause erzählen. Woran ist denn eigentlich deine Mutter verstorben?“

„Laß nur, Paulindel“, suchte er auch diesmal abzuwehren. Aber das Mädels ließ nicht locker, hielt ihn am Ärmel fest, daß er notgedrungen stehenbleiben mußte.

Fast trotzig blickte die Fünfzehnjährige den jungen Menschen an. „Sag’ mal, Robert, hast du denn nicht ein bißchen Zutrauen zu mir? Ich dachte immer, du hättest mich ein bißchen gerne.“

Flammende Röte übergieß bei den letzten Worten, die ihr im Eifer des Gefechts fast unbewußt entfahren waren, das runde Gesicht des jungen Dinges.

Und die Wirkung dieser Schicksalsfrage blieb nicht aus.

Auch Robert Zeidlers Wangen färbten sich purpurn. Er fingerte unbeholfen an dem Stuhl herum, den er vor sich hingesezt hatte, schluckte ein paarmal hörbar und sagte dann in sichtlicher Verwirrung: „Paulindel, natürlich hab’ ich dich gerne, sehr gerne. Na — und du?“

Diese Wendung der Aussprache hatte das Mädchen offenbar nicht vorausgesehen, denn plötzlich schlug sie die Hände vor das glühende Gesicht und rannte spornstreichs den Weg zurück, den sie gekommen war.

Robert Zeidler stand einen Augenblick wie ein begossener Pudel auf der Brücke; dann leuchteten seine Augen auf. Er schaute dem Mädchen nach, bis es hinter den nächsten Häusern verschwand. Soviel verstand auch er bereits, daß dieser unvermittelte Abschied keine Absage bedeutete. Und was sonst nur ganz selten geschah: er pfiff ein Liedchen durch die Zähne, als er seinen Weg zum Lindenhof fortsetzte.

„Was de Paulindel bloß haben mag“, sinnierte die Meistertochterin. „Die is ja rein wie ausgewechselt! Hast denn du nicht gemerkt?“ fragte sie ihren Mann, als sie abends um den runden Tisch im Wohnstübchen saßen. „Sonst geht se doch nie so mit den Hühnern ins Bette.“

Gustav Hedert ließ den „Boten aus dem Riesengebirge“ sinken, schob die Brille auf die Stirn und blinzelte in die Lampe. „Vielleicht hat sie sich verkühlt“, brummte er; denn er ließ sich nicht gern in seiner Zeitungslektüre stören. „Morgen wird sie schon wieder munter sein, und wenn nich, da koch’ ihr of einen Fliedertee, daß se das Gift ausschwißen kann.“

Aber das Paulindel war gar nicht mit den Hühnern ins Bett gegangen, sondern saß in ihrem Stübchen, das hinten zum Garten hinaus lag, am offenen Fenster und starrte mit großen Augen nach dem Mond, der über den jenseitigen Höhen in weißer Pracht emporstieg.

Ganz still war es; nur das glucksende Rauschen des Zuckers, das über die im Flußbett wuchsenden Geröllblöcke zu Tal floß, durchgeisterte den Abendfrieden.

Wie ihr das Herz pochte!

Was war denn nur mit ihr geschehen?

Warum hatte sie davonlaufen müssen, anstatt den Robert weiter nach seinem Woher und Wohin auszufragen? Und als sie dann daheim die gewohnte Arbeit im Hause aufnehmen wollte — was war das bloß für eine merkwürdige Befremdung? Und warum konnte sie der Mutter nicht wie sonst ins Auge sehen, ohne befürchten zu müssen, rot zu werden?

So schwül kam ihr die Luft vor; dabei war der Juli diesmal hier in den Bergen ziemlich kühl.

Sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um die frische Abendluft einzuatmen. Da sah sie im Garten auf dem Bänkechen vor einer der großen Fichten eine Gestalt sitzen.

Das weiße Mondlicht lief über den Einsamen in breitem Strahle hin. Dort guckte also auch jemand zu dem Freunde der Liebenden empor. Und war es nun Zufall, oder war es das, was die klugen Menschen den Zug des Herzens nennen: plötzlich trafen sich Paulines und Roberts Blicke, konnten nicht voneinander los, saugten sich förmlich fest.

Wie unter einem Zwange erhob sich Robert, kam näher, stand unter des Mädchens Fenster, das sich nur wenig über den Gartenboden erhob, der steil nach hinten anstieg.

Nun waren beider Gesichter ganz nahe.

„Paulindell!“ flüsterte eine Jungmännerstimme.

„Robertel!“ hauchte ein Mädchenmund.

Und dann schlangen sich Arme ineinander, lehnte sich Kopf an Kopf, fanden sich feuchte Lippen zu scheuen Küssen.

Und was Robert Zeidler bisher in stummem Gram in sich verborgen getragen hatte, in dieser Stunde, da seine und seiner bisherigen Gespielin Liebe geboren wurde, floß alles von seinen zuckenden Lippen.

Er hatte keine Eltern mehr. Seine Mutter war ihm genommen durch seine Schuld, wie der Vater es ihm ins Gesicht geschleudert hatte.

Und dieser Vater — wie lieb und freundlich war er bis zu jener traurigen Stunde gewesen — hatte ihn hinausgestoßen zu Fremden, ihm keine Heimstatt mehr gewährt. Seine liebliche Schwester kannte er kaum.

Die einzige, die ihm ab und zu Nachricht gab, ihm etwas zuwandte, war die Großmutter. Aber was sie berichtete, klang immer gleich traurig: des Vaters verstörtes Wesen war unverändert.

Mit großen Augen hatte Pauline zugehört.

Ab und zu strich sie mit zitternder, scheuer Hand über Roberts starrtes Brauhaar. Tapfer kämpfte sie die aufsteigenden Tränen nieder; aber schließlich vermochte sie sie nicht mehr zurückzuhalten und schluchzte, als Robert geendet hatte, hemmungslos an seinem Halse.

Und auch des großen Jungen Augen füllten sich mit Tränen; doch bei allem Schmerz durchflutete ihn ein erhebendes Gefühl des Stolzes und der Freude. War es möglich, daß ein Mensch um ihn zu weinen vermochte?

„Paulindell, liebes, gutes Paulindell, hör' auf zu flennen — es wird ja alles gut werden.“

„Ja, Robertel, es muß gut werden.“ Und wieder fanden sich ihre glühenden Lippen.

Während die beiden Liebenden, versunken in ihr junges Glück, nach und nach verstummten und nur scheue Seufzer tauschten, suchte drinnen im Hause die Mutter nach ihrem Töchterchen.

Es kam ihr doch zu sonderbar vor, daß Pauline, die abends gern noch am Tische schmökerte, so plötzlich verschwunden war.

Als sie die Tür zu des Mädchens Kammer leise öffnete, fiel ihr Blick auf Paulines Bett; es war leer. Sie war darüber so erstaunt, daß sie sich gar nicht Zeit nahm, sich weiter in dem dunklen Raume umzusehen. Also war das Mädel ausgekniffen. So ein Racker! Sie drückte die Tür wieder zu und lief auf die Straße. Aber ob sie auch rief, niemand antwortete.

Da lief ihr der Mitlehrling Roberts in den Weg.

„Weißt du, wo die Pauline steckt?“

„Nee, Frau Meisterin; ich war gerade auf einen Sprung im Dorfe.“

„Ist der Robert oben?“

„Der wird wohl wieder hinten im Garten sitzen, wie er's öfters macht.“

„Gleich holte ihn, und dann sucht ihr die Pauline.“

Der Junge trabte zur Hintertür hinaus in den Garten, während die Meisterin nicht gerade in rosigter Laune am Eingang zum Garten wartete.

Die beiden Liebenden ahnten nichts Böses.

„Na, jetzt schlägt's Dreizehn!“ lachte eine feste Jungenstimme laut heraus.

„Nu, da kann ma freilich lange suchen, wenn der Leimfrige mit'm Paulindell sich abknutschen tut. Nee, so a Bagabund, so a hintertückcher. Frau Meestern, kommen Se of schnell amal her.“

Ein plötzlicher Donnerschlag hätte nicht ernüchternder auf die beiden Liebenden wirken können.

Sie fuhren auseinander und starrten entsetzt in das Gesicht des hämisch grinsenden Mitlehrhings.

Und schon war die Mutter zur Stelle.

In ihrer ersten Erregung brachte sie kein Wort hervor. Dann aber sprudelte sie los; erwischte ihre Tochter gerade noch an den Haaren, gab ihr rechts und links ein paar schallende Ohrfeigen, stieß sie dann schimpfend in die Stube hinein und warf den Fensterflügel zu.

Und nun kam Robert an die Reihe.

Ihre Worte überstürzten sich. Schmähworte prasselten wie Hagelkörner im Maigewitter hernieder. Auch er bekam ein paar kräftige Maultschellen, welche Züchtigung von seinem Kameraden mit schneidendem Hohn gelächter bejubelt wurde. Dann stieß sie den halb Betäubten vor sich her zum Hause hinein.

„Pak' deine Siebensachen, du Lausigel! Morgen früh scherste dich heim; verstanden!“

Dreizehntes Kapitel.

An des Vaters Tür.

Strahlender Sommerjonnenschein flutete über die Schründen und Zacken der Schneeegruben.

Noch düsterten die tieferen Teile der Berggründe in taufrischer Morgendämmerung. In Schreiberhau selbst, das sich weit ausladend längs des vielgewundenen Zackenbettes talabwärts zieht, lag man zum größten Teil noch in geruhsamem Morgenschlummer. Nur hier und da stapfte ein Frühaufsteher, hier ein Hausknecht, ein Zimmermädchen, ein Arbeiter, dort ein wanderlustiger Sommerfrischler durch die morgendlich stillen Straßen und Wege.

Plötzlich ging nun die Haustür der Stellmacherei und Tischlerei von Gustav Heßert auf. Eine mürrisch dreinschauende Frauensperson schob einen jungen Menschen auf die Straße, schlug die Tür hinter ihm wieder zu und drehte den Schlüssel im Schloß herum.

Da stand nun Robert Zeidler auf der Gasse, sein kleines Wachstuchbündel in der Hand, schaute noch einmal nach den Fenstern des Häuschens empor, dessen Frieden er zwei Jahre lang genossen hatte, riß sich endlich los und wanderte langsam die Landstraße talabwärts — wohin?

Schon die Nacht über hatte er genug Zeit gehabt, über die nächste Zukunft nachzugrübeln. Was war denn eigentlich alles geschehen, seit jenem rauhen Ausklang eines so ganz von selbst gekommenen Stelldicheins?

In seine Kammer hatte ihn die Meisterin gestoßen, dann abgeschlossen. Nach einer halben Stunde war sein Brotherr mit seiner Frau gekommen; sie hatten ihn einem scharfen Verhör unterzogen, das heißt, eigentlich hatte nur die aufgebrachte Mutter geredet, ihm immer von neuem Undank vorgeworfen, ihn einen hinterhältigen Mädchenverführer genannt. Stille Wasser seien eben tief. Natürlich müsse er morgen in aller Frühe aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)